

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Vom Kursbuch, der Valuta und der Reiselust.

Von Adolf Fedna.

Mein Reiseplan steht fest — d. h. auf dem Papier. Ich weiß aus Erfahrung, daß ein Reiseplan nie fest und immer nur in seinen letzten Ausführungsmodifikationen auf dem Papier steht, aber dieser Reiseplan ist der originellste, ebenso aber auch der betrüblichste aller meiner Reisepläne.

Seinen Ursprung hat er in Graz auf dem Schloßberg. Ich stand eines wunderschönen Sonntagmorgens oben und schaute sehnsüchtig über das traumhaft gezeichnete Südburgenland abwärts nach Stalien. Damals kostete eine Eire drei Mark, und die Hotels in Abbazia trieben vollständige Pension mit friedensmüder Verpflegung zu 20 Lire an. Als ich dann in Wien im Reisebüro auf der Kärntner Straße eine farbenprächtige Reklame von Brioni sah, stand meine nächtliche Reiseroute fest.

Nach Hause zurückgekehrt, verbrachte ich manchen schönen und schwärmerischen Abend mit der Durchsicht von Reisebüchern und Kursbüchern. Willen Sie, was für eine bezaubernde Wirkung ein Kursbuch auszuüben vermag? Man glaubt es kaum, wenn man all die kleinen Ziffern und Zahlen liest, aber für den, der zu reisen gedenkt, bedeuten sie mehr, unendlich mehr. Man berührt sich an Namen und Möglichkeiten, sieht Städte und Landschaften vor sich, reist schon, während man mit dem Zeigefinger von Name zu Name und von Zahl zu Zahl fährt. Also stellte ich einen wunderbaren, aber ebenso phantastischen geradezu unmöglich friedensmüder Reiseplan auf, München-Innsbruck-Vienna am See-Gras-Triest-Venedig-Pola-Brioni-Lussin-piccolo und Lussin-grande-Sara — ja, und dann grenzte das alles schon an Wahnwitz!

Immerhin: dieses harmlose und unschuldige, insonderheit aber billige Blasenmachen bereitete mir manche schöne und kleine Stunde — bis dann die Valuta sich mit Nachdruck meldete und mein beschämtes Reisebüchlein mit Sorge und Mißtrauen erfüllte. Es setzte sich nämlich, daß die Lire, die uns bisher immer noch am gewöhnlichen feindlichen Valuta, sich langsam von der Überzeugung zu erfüllen schienen, daß sie eigentlich zu höherem geboren sei und sich dementsprechend aufwärts bewegte. Es währte nicht lange und sie stand auf 4, dann auf 5 Mark. Schmerzlich bewegte und ohne die frohe Hoffnung auf einen Wiedergang des Kurzes trieb ich Sara, Lussin-piccolo und Lussin-grande von meinem Reiseplan. Ich schaltete damals, mir einen großen Wunsch zu verleihe und mich lehrte im Entschluß zu leben — es sollte noch ganz anders kommen.

Die Lire stieg auf sechs und sieben Mark, entsetzt machte ich mich mit dem Gedanken vertraut, Venedig, Pola und Brioni streichen zu müssen — und ich mußte es, denn die Lire stieg auf 8. Dann kam ein Lichtblick, Venedig rühte wieder in der Vordergrund der Möglichkeit, denn die Lire fiel vorübergehend auf 7 zurück. Ich überlegte lange und schmerzlich, ob ich laufen sollte — und ich überlegte zu lange: plötzlich war ich auf 11. Verzweifelt leerte ich den Reiseplan durch Italien um ungenutzten Restpost.

Da ich Italien gänzlich ausschalten mußte, wandte ich mich an das nächste valutaräuhigere Land: Ungarn. Ich las begeistert Schilderungen über Ungarns Hauptstadt, über den Balaton und die Karpathen, und es gelang mir, an diesem Lande, über dem schon der eigenartige Hauch des hier beginnenden Ostens lag, wie es im Reisebüchlein hieß, Gassen und Straßen für das unerreichbare Stalien zu finden. Damals stand die ungarische Krone auf 21, d. h. Venedig, und ich überlegte, daß man mit deutscher Mark ganz annehmbar leben könne. Wieder studierte ich Reisebüchlein und Valuten und lebte ganz in dieser mir noch unbekannten Welt des orientalischen Staates. Auch begann ich etwas Ungarisch zu studieren, und ich nenne heute noch einige Worte, wie a. B. „ferem“ mein Eigen. Da setzte es sich, daß einmal die ungarische Krone ebenfalls zu steigen begann, mit ihr aber auch die Valuta im Lande Ungarn wurde, und zwar in ganz betrüblicher Weise. Dazu wurde die Eisenbahn — ganz wie bei uns — gehörig hinauf gesteuert, worauf meine Hoffnung auf die Ausfahrbarkeit dieser ungarischen Reise ganz gehörig fiel. Es kam soweit, daß ich auch meine ungarischen Reisebüchlein in mannhafter Weise überwand und mich lebhaft für Österreich entschied.

Ich hörte zu meiner lebhaften Freude, daß man in Österreich für eine einzige deutsche Reichsmark über 50 österreichische Kronen bekommen. Ich rechnete entzückt und stellte fest, daß ich mich in Österreich geradezu als Krösus fühlen müßte, abgesehen von den reichhaltigen Naturschönheiten und den ausgezeichneten Weinstetten. An der Hand des Kursbuches suchte ich mir die schönsten und direktesten Verbindungen heraus und lernte einen Reiseplan auf, einen so sabel-

haften und durchdachten Reiseplan, wie ich wohl selten einen gemacht habe. Deshalb war es auch verneinlich. Es kamen die ausländischen Kredite an Österreich, worüber die deutsche Mark sozusagen in ein bodenlos: Ohnmacht fiel und sich bis heute nicht merklich erholt. Dagegen stiegen die Valute in Österreich andauernd, die Bahn wurde um 300 Prozent erhöht, und heute lese ich, daß in Salzburg ein Hotelzimmer für eine Nacht 8000 Kronen kostet.

Ich bin ein Valutaopfer. Ich muß meinen Reiseplan vollkommen umändern. Vielleicht werde ich auf einer beschleunigten Landkommission landen, oder —

Da fällt mir ein, daß durch den deutsch-russischen Vertrag die Mark in Russland sehr anziehend ist. Für eine deutsche Mark bekommt man 7000 Sowjetrubel. Das ist eine hübsche Zahl, aber ich möchte noch keinen Reiseplan darauf bauen. Erstens gibt es noch keinen russischen Reiseplan, und die russischen Reiseleiter sind geradezu lagenhaft in ihrer Weisheit, und überdies fehlt mir auch vorerst — ich sage vorerst — die Reiselust!

Die Ehrlichkeit im deutschen Sprichwort.

Die Anschauungen mancher Kreise über das, was recht und anständig ist, sind in der letzten Zeit ziemlich ins Wanken geraten, und vergeblich lehnt man sich nach der „alten Ehrlichkeit“, nach den Zeiten, in denen noch Treue und Glauben herrschte, zurück. Über diese strengen Auffassungen von Redlichkeit und guter Sitte gibt uns am besten das deutsche Sprichwort Auskunft, dieser durch Jahrhunderte aufbewahrte Weisheitschatz unseres Volkes, dessen Moral unserer Zeit wohl als ein heller und klarer Spiegel vorgehalten werden darf. In dem grundlegenden Werk über unser Sprichwort, der bei C. H. Beck in München erschienenen „Deutschen Sprichwörterkunde“, die uns vor kurzem Friedrich Seiler geschenkt hat, finden wir den reichsten Stoff, um festzustellen, was unsere biederen Vorfahren über Erwerben und Besitzen, über Kauf und Verkauf, über reich und arm, über Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit gedacht haben. Für das deutsche Sprichwort gibt es nur zwei Wege, die zur Wohlhabenheit führen können: Arbeit und Sparsamkeit. Den leichten Börsen- und Spekulationsgewinn kannten die Zeiten und Volkskreise nicht, in denen das Sprichwort erwachsen ist. Nur eine Übung davon, daß es in großen Gesellschaften nicht immer richtig ausgeht, äußert sich in Sprichwörtern, wie: „Kumpanei ist Kumperei“. Ein hohes Lied auf die Arbeit erklingt dagegen aus zahllosen Redensarten: „Arbeit ist der Ehre Mutter“, „Arbeit schändet nicht“, „Sie bringt alles zutage“, „Arbeit macht aus Steinen Brot, aus Reichtum den Demut“, „Arbeit gewinnt Feuer aus dem Stein“, „Nach getaner Arbeit ist gut ruhen“. Der Arbeit entspringt der Lohn: „Doppelte Arbeit, doppelter Lohn“, „Schmutzige Arbeit, blauer Lohn“. Nicht weniger wichtig als Arbeit ist Sparsamkeit, die vom Sprichwort dahin angedeutet wird, daß man seine Ausgaben nach seinen Einnahmen einrichten muß: „Man muß leben, wie man kann, nicht wie man will“, „Man schneidet die Kleinen, nach dem die Haut ist“, „Jeder muß sich nach seiner Dede strecken“, „Verzehr nicht über Gewinn: es wird dir sonst zerrinnen“. Unter keinen Umständen soll man etwas kaufen, was man nicht nötig hat, „Was man nicht bedarf, ist um einen Pfennig zu teuer“, „Wer alles kauft, was er nicht braucht, muß bald verkaufen, was er gebraucht“. Die Einrichtung der feinen Breite kennt das Sprichwort noch nicht, sondern es hält Handeln und Streiken für notwendig bei einem guten Einkauf. Dem Verkäufer wird geraten, nicht zu viel zu verlangen: „Alzu teuer gehoben, macht die Ware unwerth“. Wenn der Käufer die Ware tadelt, so zeigt er, daß er gern kaufen möchte: „Wer die Ware tadelt, hat Lust dazu“. Der Käufer soll aber nicht zu sehr auf Billigkeit leben, weil er sonst Schuld einhandelt: „Ein wohlfeiler Kauf ist oft der teuerste“. Das Beste kauft man am wohlfeilsten: „Ebenfalls aber darf man es an der nötigen Porzellan fehlen lassen und nicht „die Nase im Sad laufen“. Wer einkauft, hat hundert Augen nötig, wer verkauft, hat an einem genug: „Wer die Augen nicht aufmacht, muß den Beutel aufmachen“.

Dem Reichtum steht das Sprichwort mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber: „Reichtum vergeht, Jugend besteht“, „Jaher Reichtum, lange Armut“, „Der Reiche ist leicht anfällig“, „Reichtum hat ein Halbes“, „Wo Geld und Gut, da ist kein Mut“, „Wenn man reich ist, so ist man auch ein Feind“, „Reichtum wird von Schmeichlern betrogen“, „Was Reichen lockt, lockt auch Fremde“, „Reichtum hilft Torheit“, „Geld bringt Günst, aber nicht Kunst“, „Gut macht Mut, Mut macht Übermut, Übermut tut selten gut“. Überhaupt wirkt der Reichtum nach der Volksmeinung entzückend: „Geld macht Schick“, „Reichtum und Gerecht, reimt sich wie trumm

und schlecht. „Geld hat manchen an den Hals gebracht“, „Ein Reicher ist entweder ein Schein oder eines Schelmens Erbe“, „Viel Reicht und wenig Gewissen macht den Beutel voll“, „Die Reichen haben den Glauben in der Asche“, „Geld macht nicht glücklich“, „Überfluß macht Unruhe“, „Reicher ist, der Reichtum verachtet, denn der Reichtum bezieht“, „Trübsal ist Reichtum ohne Gut“, „Armut erscheint dem Volk selbstverständlich als etwas Drückendes und Schlimmes, aber es lebt sich mit gutem Humor darüber hinweg: „Wer kein Geld hat, dem fällt es nicht durch die Finger“, „Wer hartnäckig geht, den brühen die Schuhe nicht“, „Für die Grundlage des ganzen Geschäftslebens hält das deutsche Sprichwort die Ehrlichkeit: deshalb ist es auch gegen große Gewinne mißtrauisch: „Mit Lügen und Pfaffen füllt man Kasten und Kisten“, „Bei großem Gewinn, ist großer Betrug“, „Lug und Trug, der Welt Wagen, Aden und Pfug“, „Sehr zahlreich sind die Sprichwörter, die den Betrug brandmarken. „Nichtig zählen, ehrlich messen, darf der Kaufmann nicht vergessen“, „Was Betrug befreit, nicht lange währt“, „Unrecht Gut tut nicht gut“, „Ein Pfennig mit Recht ist besser denn tausend mit Unrecht“, „Betrug ist selten klug“, „Ungerader Pfennig, verzehrt gerechten Taler“, „Wer den andern betrügt, macht einen Sad, darin er selbst gefangen wird“, „Zur Ehrlichkeit gehört vor allem, daß man hält, was man versprochen“, „Verprechen und Dahlen steht wohl bei Jung und Alt“, „Er hält sein Versprechen wie der Hund die Fästen“, „Zur höchsten Stillschaltung kommt das Sprichwort auf, wenn es den Tod der Unehrlichkeit vorzieht. Daher der Preis der Ehrlichkeit: „Besser die Hand in einem Kuchladen als in fremdem Geld“, „Ehrlichkeit bringt's weit“, „Ehrlich währt am längsten“.

Auf der Suche nach einem vorfindlichen Ungeheuer.

Bei Jules Verne wird im Roman „Zum Mittelpunkt der Erde“ der aufregende Kampf zwischen zwei Riesen der Vorzeit, dem Plesiosaurus und dem Ichthyosaurus, spannend geschildert. Diese Ungeheuer glaubte man längst ausgestorben, aber zwei einwandfreie Zeugen, der Gouverneur von Patagonien und ein gewisser Señor Litta, die schon im Jahre 1890 eine Art Plesiosaurus im Gebiet von Santa Cruz, Patagonien, beobachteten, haben wieder das Ungeheuer gesichtet und auf das behauchtste geschildert. Der Plesiosaurus ist ein Meeresbewohner mit einem ungeheuer langen, an eine Kienblange gemahnenden Hals, einem mit Knochenschildern bedeckten mächtigem Leib und vier Flossen, die zum Schwimmen dienen. Die beiden früher erwähnten Herren machten Jagd auf den vorfindlichen Riesen aber die Augen ihrer Remingtonbüchsen prallten an dem Schuppenpanzer ab, ohne ihn im mindesten zu verletzen, und das Tier verirrte sich in den Fluten.

Nun hat man eine große Expedition ausgerüstet, an deren Spitze Professor Onelli, der Direktor des Zoologischen Gartens von Buenos Aires, steht, und der eine Kanonade einen Kanonier ist. Der Plesiosaurus, der auf neue von einem Engländer, der ebenfalls allen Glauben verdient, in der Nähe von Chubut, Patagonien, gesehen wurde, soll nun lebend oder tot in den Besitz der mit großen Geldmitteln unterstützten Expedition gelangen. An der Spitze der Expedition steht außer Professor Onelli auch der Ingenieur, Señor Frees, der dem Ackerbauministerium angehört, das die Mittel für die Expedition anzuweisen hat. Diese Expedition führt ein paar Automobile mit Vorrichtungen mit sich, die zum Fang des Plesiosaurus dienen. Falls es gelingen sollte, in den Besitz des lebenden Ungeheuers zu gelangen, was allerdings ziemlich problematisch ist, wird es sofort nach Buenos Aires gebracht werden.

Königliche Riesen der Vorzeit, wie der Plesiosaurus, wurden im Blancoles, Neuenen (Argentinien) im Jahre 1892 gesichtet. Kürzlich erlangte sich dort ein sehr leistungsfähiger, der lebhaft besprochen wurde. Leute, die in der Nähe dieses Sees wohnen, hörten in der Nacht plötzlich Töne, die wie das Surren eines herannahenden Aeroplans klangen. Neugierig stürzten die Menschen aus den Häusern und blickten zu dem sternenhellen Himmel empor, ohne jedoch etwas zu sehen. Als sie ihre Blicke aber auf die dunkle Fläche des Sees richteten, bemerkten sie zu ihrem größten Erschrecken ein riesiges Tier, das diese Laute, die so weit hin hörbar waren, ausstieß, und maßlos sich dahindrömmte. Mit Lichtern ausgerüstet, näherten sich einige Boote dem Ufer des Sees, aber in diesem Augenblick tauchte das Ungeheuer unter und wurde nicht mehr gesehen. Professor Onelli zweifelt nicht, daß man es hier ebenfalls mit einem Plesiosaurus zu tun hat, auf den die Beschreibung der Leute sehr genau paßt.

Die Biene und das Maiglöckchen.

Von Heinrich Wiegmann.

Bewundert blickte das Maiglöckchen, Von fernher kam ein Summen, das stärker und stärker anschwell, plötzlich umkreiste es eine Biene, die den Kopf an eine ihrer gerade geöffneten süß duftenden schneigen Blüten hielt.

„Aha, Fräulein Maiglöckchen“, lachte sie auf, indem sie sich auf ihrem Stengel niederließ, „so weit wären Sie also, da werden Sie bald kennen lernen, was es heißt, auf der Erde zu sein. Nun, hier haben Sie den Wald, hier haben Sie Schatten, hier haben Sie mich. Ich denke, Sie werden zufrieden sein.“

„Ich kenne nicht“, erwiderte schüchtern das Maiglöckchen. „Loben Sie den Tag nicht vor dem Abend, meine Liebe. Ich frage Sie: wo ist Ihre Schwärze? Sie werden es nicht wissen, weil Ihre Augen gestern noch geschlossen waren. Die selben Menschen, die mir den Honig nehmen, haben sie geraubt. Wahrlich, trauert sie jetzt bei ein paar abernur Gänzen in einem Glase, die ihre Nasen an sie drücken und lachen: „Wie süßlich, wie entzückend!“ Und morgen liegt sie auf dem Ackerboden.“

Der Tod kann natürlich schneller kommen. Wenn Sie ein Lehrstuhler Professor findet, der nimmt Sie gewiß mit dreißig Jahren ein Baderfahren um den Leib und schreibt darauf: „Convallaria majalis. Das sind Sie!“, ruhen Sie schon, daß Sie so vornehm sind? — Dann lehrt er Sie mit in seine Klasse, damit seine Schüler, die Sie natürlich längst kennen, leben sollen, und wenn er weg ist, reißt Ihnen ein Unachtsam Lächeln den Kopf ab. So roh sind die Menschen.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte entsetzt die Blume. „Meine Beobachtung, man hat keine Flügel, man hat keine Augen, man weiß, wo Fenster geöffnet sind. Vielleicht lassen Sie auch Kinder auf dem Wasser schwimmen oder eine alte Säufer steht sie an den Gürtel und gedenkt wehmütig vergangener Tage.“

„Ich möchte übrigens nicht in Ihrer Haut stecken, um den Ruf einer Wald zu schmecken. Was haben Sie davon, daß das junge Volk sich so lange in den Armen liegt? Verbogen, verbogen, aber nicht enden Sie in einem Strahengraben.“

Dann hören Sie auf meinen Rat. Stellen Sie keinem angedehnten Gelehrten in die Finger, der Sie für ein Herbarium sucht. Gefühlos spant er Sie in eine Vase, die Ihnen den letzten Restzucken abspant. Sie atmet wie Papier und blüht und dürrt wie Papi. Er stellt Sie auf ein Blatt und schreibt darunter, wer Sie sind, und wohin Sie gehören. Da können Sie noch leben, wenn ganze Generationen von Maiglöckchen zu Staub geworden sind. Wenn Sie jedoch den mir unverständlichen Zeichen beistehen sollten, eine Mumie zu werden, lassen Sie sich nicht anlocken.“

Nun setzen Sie sich auch ernstlich“, sagte die Biene und drehte ihren Köpf aus. „Gib: Sie mir rasch etwas Honig; ich habe unglaublich viel zu tun.“

Ein Testament.

Von Sven Elström.

Gestern kam der alte, wunderliche Herr von nedem zu mir in die Kanzlei und sagte: „Ich höre Sie wohl nicht, Herr Doktor, ich will doch eine kleine Sache regeln. Es ist nur darum, weil ich fühle, daß es bald mit mir zu Ende geht. Und da will man das Wenige, das man noch hat, geordnet wissen. Nicht wahr, Sie erweisen mir den Gefallen?“

Und dann setzte er sich hin und diktierte mir folgendes Testament: „Ich, Klaus Peterlen, erkläre hiermit meinen letzten Willen und bestimme mangels irgend welcher Vorgesetzten den Vollstreckungsbesitzer Jens Lynf zu meinem Universalerben.“

„Und weiter?“ fragte ich. „Danke“, gab Herr Peterlen zur Antwort, „es genügt. Der gute Mann wird sich sehr freuen und ich auch, denn ich habe mein Vermögen seinem Unwürdigen geschenkt.“

Ich lehnte erstaunt die Feder hin. „Jens Lynf, der alte Jens, der immer in unterm Hause die Briefe austrägt? Weiß er von Ihren Absichten?“

„Nein, er weiß es nicht. Und ich will auch nicht, daß Sie es ihm sagen. Er war der einzige, der mich alten Mann verstand, der mir wohl wollte, der mir meinen Lebensabend verlebte. Und vielleicht weiß er gar nicht — wie Sie werden vielleicht über mich lächeln, Herr Doktor, wenn ich

es Ihnen erzähle. Es ist nichts Besonderliches dabei, wirklich nichts. Sehen Sie dreimal am Tage stimmt er ungeduldet die vielen Stufen in unterm Hause empor, um keine Post abzuholen, für mich hat er nie etwas, schon seit Jahren. Wie sollte er auch? Ich stehe ganz allein in der Welt, habe keine Verwandten, die sich jemals um mich kümmern. Und die paar Freunde, die ich beilege, sind mir im Tode vorausgegangen. Ich habe meine Generation überlebt. Ich kenne niemand in Stadt und Land, der nach mir Sorgen tragen, mich mit einem Wort freundlicher Erinnerung, mit einer lieben Zeile, ja bloß mit einem Gruß bedenken wollte. Und doch, ach, du lieber Gott, es flinkt furchtbar sehr furchtbar, wenn ich es laze. Ich gab die Hoffnung nicht auf. Vielleicht fand ich doch einmal unter den vielen Briefen, die aus- und einfallen einer für mich. Und dem wollte ich entgegengeben. Man kann ja nicht die Hoffnung aufgeben, daß irgendwo draußen noch ein Herz für einen schlägt. Und leben Sie — da warte ich seit Jahr und Tag vor der Tür den Postboten ab und frage ihn, ob er nichts für mich brachte. Jeden Tag stelle ich die gleiche, dumme Frage, und jedesmal bleibt der gute Jens geduldig stehen, nicht und sieht nochmals keine Postkarten vorfindlich durch. Er weiß so gut wie ich, daß nichts für mich dabei ist. Aber er steht trotzdem noch. Und in diesen wenigen Augenblicken verleihe ich tatsächlich eine ganze, lächelnde Erwartung. Mein Herz klopf voll Erregung. Ich hoffe, vielleicht — vielleicht gibt es diesmal etwas. Und dann ist es doch wieder nichts. Niemals! Aber dennoch habe ich Jens nie unwillig gesehen. Immer blieb er freundlich und reit zu mir. Immer kante er noch ein gutes, liebes Wort des Bedauerns, wenn er mich wieder enttäuscht makte. Und doch enttäuschte er mich nicht. Nein, das tat er nicht. Ich wachte ja, daß nichts für mich dabei war. Ich hoffe nur. Es ist so schön, noch hoffen zu können, wenn man so alt ist. —

Und damit ging der wunderliche Herr. Ich hörte noch, wie er auf der Schwelle dem Postboten, der gerade die Treppe emporkam, rief: „Jens, hast du Briefe für mich?“

Ich will gleich mal nachschauen, Herr Peterlen“, war die Antwort, „es könnte schon möglich sein. —“ Und dann war wieder ein Augenblick stillen Hoffens —

